

Licht, Farbe, Struktur

Nicht nur schön, sondern spektakulär: Hiddensee auf den Fotos von Uta-Katharina Gau

THOMAS BRUHN

In Zeiten, in denen es um das Reisen nicht gut bestellt ist, weiß man nicht so recht, was zu tun sei. Ein Zufall kommt zu Hilfe. Der Postbote bringt ein Päckchen, darin ein Buch und eine Karte: »Sehr geehrter Herr, würden Sie die Freundlichkeit besitzen und Beiliegendes für unser Blatt besprechen?« Erst mal sehn: Ich pelle das Einschlagpapier ab: ein Fotoband über Hiddensee.

Hiddensee? Sehnsuchts- und Urlaubsort seit ewig und drei Tagen. Kenn ich in- und auswendig. Hoch und runter, hin und her, kreuz und quer, per pedes, hoch zu Rad, umsegelt und rundherum gepaddelt. Treues gewaschenes Seelchen: Wenn ich nicht hin-fahren kann, kommt Hiddensee zu mir.

Auf dem Umschlag, als Einladung und Entree, der Blick zum Dornbusch, der Hügel-landschaft auf der Nordinsel: Totale mit gleißender Sonne. Ein Ausrufungszeichen zuvörderst. Das muss schon sein. Sofort fällt mir Hanns Cibulka ein: »An den Sommertagen liegt der Dornbusch mit seinen kräftigen Konturen wie eine blaue schwebende

Hügelkette am Horizont.« Er vergaß hinzu-zusetzen: schwebend zwischen dem Blau des Himmels und dem Blau der See.

Ich blättere: Die Fähre auf dem Weg über den gefrorenen Bodden nach Schaprode. Es ist die »Vitte«, ein Schiff, das Eis brechen kann. Bei solchem Wetter die einzig mögliche Verbindung zum Festland, von dem die Insel sonst abgeschnitten bliebe. Letzte Seite: Feuerwerk zu Silvester. Aha, der Band führt den Betrachter durchs Jahr.

Zurück: Keck linst das Schild auf dem Steuerhaus vom Kutter »Willi« im Hafen von Koster über Fischkisten. Fünfzehnte Seite: Umgedrehte Handwagen im Hafen. Das gibt es nur auf dieser Insel. Nun besteht keinerlei Zweifel mehr: Wir sind auf dem süßen Länneken. Mit den Wagen bringen Einheimische und Urlauber das Gepäck zum Quartier. Autos gibt's auf der Insel nicht. Angeber, die den Autoschlüssel auf den Tresen legen, damit auch ja alle die Automarke blitzen sehen, findet man hier nicht. Hier gibt man anders an.

Die Fotografin Uta-Katharina Gau hat sich eine schwierige Aufgabe gestellt: eine unendlich oft beschriebene, gemalte, be-

tanzte und abgeleuchtete Schönheit in einen kleinen Kasten zu bannen und so zwischen Buchdeckel zu ordnen, dass wir neugierig, in Erwartung einer Überraschung, die nächste Seite aufschlagen. Das ist ihr gelungen. Vieles findet sich, was ich noch nie so sah. Die Aufnahmen verraten den sicheren und ei-

.....
Angeber, die den Autoschlüssel auf den Tresen legen, damit auch ja alle die Automarke blitzen sehen, findet man hier nicht. Hier gibt man anders an.

genwilligen Blick der Künstlerin für den – im wahrsten Sinne des Wortes – einmaligen und unwiederbringlichen Augenblick. Denn nichts anderes ist Fotografie: der gefangene Augen-Blick.

Es hätte ein schöner Band mit nur schönen Bildern werden können. Aber nichts ist auf die Dauer so langweilig wie nur bildschön. Und darum gibt es Aufnahmen voller Spektakel, mit gewaltig dräuenden Wolken,

brechenden und zerstiebenden Wellen, Farben, die Unheimliches ahnen lassen, und Strukturen, die die Seele wieder beruhigen. Meine liebsten Bilder sind die von stiller Dramatik. Die Perlen des Bandes, wie die Gartenpforte im Hochland oder die Ansicht des Pfarrgartens in Kloster, auf denen die ewigen Antagonisten Licht und Schatten miteinander eingefangen sind. Zwischen Licht und Schatten liegt eine tiefere Einsicht in den Gang der Welt, eine Spannung, die mich atemlos verweilen lässt.

Ich schlage das Buch zu. Noch einmal Cibulka: »Der Grundton von Hiddensee ist monochrom, ein tiefes meergrünes Blau.«

Die Bücher in meinem Regal sind nach den Namen der Autoren sortiert. Es gibt ein paar Sonderfächer, zum Beispiel eines für Fotobände aus dem Lehmsiedt-Verlag und eines für Hiddensee-Lektüre. Ich werde mich entscheiden müssen, wohin ich diesen Band sortiere.

Anruf in der Redaktion: »Ich versuch's, ich schreib was. Demnächst.«

.....
 Uta-Katharina Gau: Hiddensee – Insel im Licht. Lehmsiedt, 144 S., geb., 20 €.



Großes Kunststück: Wie Uta-Katharina Gau sah man Hiddensee noch nie.

FOTO: UTA-KATHARINA GAU/LEHMSIEDT

ZEITSCHRIFTEN

»Feuerstuhl« Nr. 3

Der »Feuerstuhl«, das »Magazin für Spötter und Feuervögel«, beschäftigt sich literatur- wie politikwissenschaftlich mit »Ulysses«, dem Hauptwerk von James Joyce, erschienen 1922. Aber wenn es um Joyce geht, ist das meist eine Sache für Nerds, Genies und latent selbstversunkene Ironiker. Interessant ist ein Text von Jörg Auberg zum Verhältnis von Joyce zur Linken: Obgleich er mit der Revolution sympathisierte, wurde er von den Kommunisten wegen seines stilistischen Subjektivismus verachtet. Vom Komintern-Funktionär Karl Radek stammt die bornierte Formel: »James Joyce oder Sozialistischer Realismus«. Jürgen Schneider stellt die Bezüge von Joyce zum Anarchismus dar, die für ihn mustergültig in der »Circe«-Episode im »Ulysses« aufscheinen, wenn der betrunkene Stephen Dedalus ausruft: »Non serviam!« Denn er weiß, »dass ich den Priester und den König töten muss!« Das Motto »Non serviam!« (Ich werde nicht dienen) zierte auch das Cover des »Feuerstuhls«.

Darüber hinaus gibt es im Blatt sehr viele Gedichte, alte und neue, beispielsweise von Brendan Behan, Patrick Kavanagh, Philippe Soupault, Thorwald Proll, Bert Papenfuß, Franz Dobler, Nanni Balestrini, Steve Dalachinsky oder Tuli Kupferberg. Dobler berichtet in seinem Gedicht von einem Bauarbeiterjob: »Ich war Mitte 50 und musste die Vorstellung, ein geschätzter Schriftsteller zu sein (für kurz oder immer, das wussten nur die Götter, die nicht mehr mit mir sprachen) in den Wind schießen.« Nach dem ersten Arbeitstag schläft er »kurz nach acht mit einer Flasche Bier auf dem Sofa ein« und hat sie immer noch in der Hand, als ihn der Wecker um »fünf nach fünf« weckt – die Flasche war fast noch voll.

Beeindruckend und bestürzend ist ein Aufsatz von Jürgen Schneider über die Karriere des Juristen Ernst Heinrichson vom SS-Mann in Paris, der die Deportationen von über 25 000 Juden aus Frankreich nach Auschwitz mit plante und organisierte, zum CSU-Bürgermeister im nordbayerischen Bürgstadt. Er hatte auch den Joyce-Freund und Sekretär Paul L. Léon auf dem Gewissen. Als ihm 1980 endlich der Prozess gemacht wurde, behauptete er, erst nach dem Kriegsende vom Mord an den Juden gehört zu haben. Er habe damals geglaubt, die Deportierten würden zum Arbeitseinsatz geschickt, weshalb ihm jedes Unrechtsbewusstsein fehle (»Feuerstuhl« Nr. 3, Medien Streu im Peter-Engstler-Verlag, 136 S., 21 €). nd

»ZAP« Nr. 154

Das kürzlich nach über 20 Jahren wiederauferstandene Punk-Magazin »ZAP« trägt nun wieder seinen alten berühmten Untertitel »Kampfblatt des internationalen Rotzöffeltums« auf dem Cover, das »The End of Lifestyle!« verkündet. In den 90er Jahren war das von Moses Arndt gegründete und gestaltete »ZAP« das größte und wichtigste Fanzine für Hardcore-Punk und anverwandten Linksradikalismus. Auch heute pflegt Arndt ebenso hell-sichtig wie unbestechlich seine ganz eigene Form der politischen Polemik und gesellschaftlichen Aufklärung, die oft auch noch witzig ist. Vor allem soll sie nicht im Internet zu finden sein, das als Verdummungsanstalt und Forum für »psychopathische Einzeltäter namens Trolle« abgelehnt wird – dieses Heft ist 150 Prozent Print. Zur Coronakrise gibt es einen lesenswerten Besinnungsaufsatz über die »perverse Arbeitsethik« im Kapitalismus. Dem steht ein Interview mit der Berliner Graffiti-Crew »1UP« (One United Power) gegenüber, ergänzt um praktische Tipps, wie man einen Feuerlöscher zum Malen an Wänden umbaut. Witzig und lehrreich sind zwei psychologische Studien: Die eine verhandelt die verschiedenen Krankheitsbilder von manischen Platten-sammlern, die andere den Sänger Thees Uhlmann, den manche für einen deutschen Popstar halten, vielleicht sogar er selbst. Die Rapkünstlerin Finna spricht über »Empowerment in kapitalistischen, sexistischen, homophoben und nationalistischen Verhältnissen«, und ein Schach spielender Punk schildert seinen kuriosen Weg vom gescheiterten Konzertveranstalter zum sehr erfolgreichen Turnierschachspieler (»ZAP« Nr. 154, 58 S., 4 €. Zu bestellen bei: Moses Arndt, Untere Allee 3, 66424 Hom-burg). nd

Ohne ein Gramm Schmalz zu viel

Von Marlen Haushofer sind emanzipatorische Märchen erschienen

ROBERT BEST

Ein Doppeljubiläum: 100. Geburtstag und 50. Todestag von Marlen Haushofer. Aus diesem Anlass sind von der österreichischen Schriftstellerin drei nachgelassene, undatierte Märchen erschienen – eine Trilogie, ja ein »Triptychon«, so Herausgeber Stefan Bundi. Eine posthume, periphere Erstveröffentlichung erlebten sie 1972. Schon damals müssen sie wie aus der Zeit gefallen gewirkt haben.

Haushofers »Waldmädchen« etwa »hatte braune Locken und grüne Augen und war so rank gewachsen wie eine junge Birke«. Vater und Mutter hat es nicht, doch einen Räuber zum Freund – als einzige Verbindung zur Außenwelt. Bis sich ein junger König bei der Jagd verirrt. Im Nu wird das Mädchen Königin. Es »wusste nicht, wie ihm geschah«.

Auch Haushofers bekanntestes Buch handelt von Ohnmacht, die aber in Handlungsfähigkeit umschlagen kann: »Die Wand« von 1963 ist ein oft in abwertender Absicht als »Frauenbuch« bezeichneter Roman mit Existenzialismus-Schlagseite, Horror- und Thriller-Elementen. Unsichtbar und undurchdringlich umschließt eine kilometerlange Ringmauer mitten im Wald urplötzlich eine Urlauberin und ihren Hund. In diesem idyllisch höllischen Zwischenreich werden neue Kräfte frei.

Haushofer, 18-jährig bei Deutschlands Annexion von Österreich, gehörte zu denen,

die Nationalsozialismus und Krieg mehr durch- als überlebten. 1939 berichtet sie einer Freundin aus dem »Reichsarbeitsdienst«, fern von Schule und Familie: »Die Arbeit ist sehr schwer, anfangs glaubte ich, ich könnte es nicht machen, aber jetzt geht es schon ganz gut. Ich konnte das Essen einfach nicht vertragen, 3 mal tägl. Kartoffel, dann immer diese Grützen, Puddings und Klösse, einfach schrecklich. Aber jetzt schmeckt mir das Essen schon sehr gut, ich kann mir eben nichts anderes mehr vorstellen.«

Haushofers, sagen wir, Haushaltsthema ist so österreichisch wie klostrophobisch aufgeladen, dass »Austro-Klaustro« ein hierfür passender literaturwissenschaftlicher Begriff wäre: Ein Lebenskreis wird unversehens gegen einen (beklemmenden) anderen getauscht. Man soll sich dem fügen oder muss handeln. Die Option »Handeln« ist in Haushofers Literatur präsent und macht sie anchlussfähig an emanzipatorische Diskurse.

Das Märchen vom »Waldmädchen« ist nicht zuletzt eine dialektische Fabel über Be-zwängung und Inkommensurabilität. Die Natur lässt sich nicht beherrschen, vom »Waldmädchen« kommt unwillkürlicher Widerstand, der Deus-ex-Machina-Schluss ist kein »Märchenende«. Alle arrangieren sich irgendwie mit der Gesamtsituation: Es ist okay.

Dazu passt, dass sich der junge König und der alte Räuber irgendwie zusammenraufen müssen. Es geht noch nicht Richtung Ro-

manze, aber dem jüngst verstorbenen Gabi Delgado von der Musikgruppe Deutsch-Amerikanische Freundschaft (»Der Räuber und der Prinz«) hätte es gefallen.

Haushofer fühlt sich wohl in der Gattung. Sie schreibt makellosen, geschmeidigen Märchenstil ohne ein Gramm Schmalz zu viel und ist sich auch für Grimm-Epigonentum nicht zu schade. Da singt etwa ein blauer Vogel »bis die Sonne sank, als wollte ihm vor Glück die kleine Kehle zerspringen«. Zugleich gewinnt sie dem Genre Witz ab, wenn etwa der weiseste Arzt des Hofes so alt war, »daß drei Pagen seinen weißen Bart tragen mußten« (jajawohl, alte Rechtschreibung).

Blinde Flecken gibt es zuhauf: Sexualität, biologische Familie, Gewaltverhältnisse. Man sieht ihre Austriebe, zum Beispiel die straflose Entführung von besitzlosen, undokumentierten Personen durch Angehörige der herrschenden Klassen. Aber die Wurzeln bleiben tabu und sind umso präsenter. Auffällig ist in allen drei Kunstmärchen die Gefühlsdeformation der Mächtigen: »Des Königs Herz zog sich schmerzlich zusammen.« »Da verhärtete sich sein Herz.« Und: »Mein Herz liegt mir wie ein Stein in der Brust«, sagte er, »so schwer und kalt.«

Im Märchen »Der gute Bruder Ulrich« ist von einem Ziehbrüderpaar die Rede. Einer ist geborener Thronfolger und hässlich, missgünstig und unzufrieden. Der andere, Ulrich, ist gütig, duldsam und schön wie ein junger Gott. Als der Königssohn den Thron besteigt,

stehen ihm sämtliche weltlichen Genüsse und Vorzüge offen, sogar ein ansehnliches Äußeres verschafft er sich durch eine Umar-mung von Ulrich. Der tritt dem König alles ab; selbst seine Frau wechselt den Gatten, es ist ein Running Gag. Der Herrscher kann aber nichts festhalten und ist zu dumm zum Genießen. »Weshalb (...) sind deine Augen jeden Tag schwarz und glänzend und deine Lippen immer nur weich und rot?« Da lächelte die junge Frau sanft und hilflos, denn sie konnte ihn nicht verstehen. Und der König wurde ihrer überdrüssig ...«

Haushofer hat mit diesem pathologisch konsumgeilen Despoten, der seine Bedürfnisse stets befriedigt und der sich sogleich nach dem nächsten Kick sehnt, einen sehr heutigen Typen erschaffen. »Jeder Wunsch«, so Bundi im Nachwort, »dessen Erfüllung nie in Frage steht, verkommt zur mechanischen Inbesitznahme.« Dass wiederum »ein Gegenstand erst der unsrige ist, wenn wir ihn haben«, meinte Marx, liege daran, dass »das Privateigentum (...) uns so dumm und einseitig gemacht« hat. Uns Opfer der Eigentumsverhältnisse ist auch ihr oberster Profiteur. Die Herrschenden sind arme Würstchen. In Haushofers Märchen werden sie nicht vorgeführt, sondern verständlich gemacht.

.....
 Marlen Haushofer: Der gute Bruder Ulrich, Märchen-Trilogie. Limbus, Reihe Preziosen, 64 S., geb., 12 €.